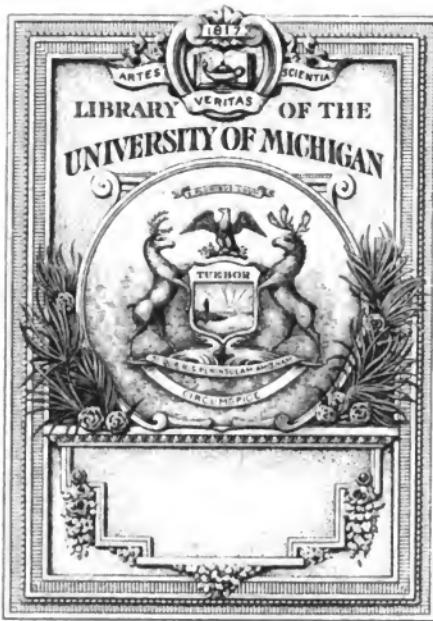


Sammlung gemeinverständ... wissenschaft... Vorträge



830.6
S19

Gottsched
und die Reform der deutschen Literatur
im
achtzehnten Jahrhundert.

Von

Max Koch.

Hamburg.

Verlag von J. F. Richter.

1887.

Das Recht der Uebersezung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holzendorff in München.

German
Harass.
4-38-30
21781

Wenn in einem Kampfe der eine Theil völlig vernichtet wird, so hat er nicht nur den Schaden der augenblicklichen Niederlage zu tragen, meist ist es auch der siegreiche Gegner, aus dessen Berichten die Nachwelt ihre Kenntniß über den Gang des Kampfes und die Persönlichkeiten, die ihn führten, schöpfen muß; der Sieger schreibt die Geschichte des Besiegten. Ein Vortheil der Literärgeschichte gegenüber der politischen ist es, daß der Verlauf ihrer Ereignisse nicht erst wieder aus den alten Aktenstücken hervorgesucht werden muß, sondern hier, wie ein treffendes Wort von Michael Bernays, dessen meisterhafte Charakteristik Gottscheds in der allgemeinen deutschen Biographie vielfach den Ausgangspunkt der folgenden Darstellung bildet, lautet, Dokument und That für den Historiker in eins zusammenfallen. Die Thaten, deren die Literatur zu gedenken hat, sind eben dieselben Bücher und Schriftstücke, welche auch dem Forscher der Gegenwart wie einst ihren ersten Lesern vor Augen treten; die Urkunde des Geschehenen ist hier zugleich das Faktum selbst. Darum ist hier auch die Korrektur eines parteiisch gefällten Urtheils in so vielen Fällen leichter als in der politischen Geschichte. Soweit nur das einst Geschriebene oder Gedruckte noch vorhanden ist, können wir ja nach Belieben die verschiedenen Parteien selbst vor unser Forum zitiren und jeden Streiter so wie er wirklich war, nicht wie er dem Gegner erschienen ist, kennen lernen. Jahrzehnte hindurch war Gottsched als der ärgste Pedant, als ein wahres Muster von geistiger Beschränktheit dem Fluche allgemeiner Lächerlichkeit verfallen. Nur

schüchteru wagten Einzelne wie der Mathematiker und Epigrammatist Abraham Gottlieb Kästner, der Dichter und Historiker Joh. Kaspar Fr. Manso sich des grausam Verspotteten anzunehmen, den die jüngere Generation nur als den hornirten Gegner Klopstocks und Lessings kennen lernte. Aber gerade dieser letztere Gegner hatte einst ein Vorbild für literarische „Rettungen“ aufgestellt, und die neuere deutsche Literaturgeschichte hat vom Beginn der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts an sich auch an eine „Rettung“ Gottscheds gewagt.

Aus Goethes Darstellung seines Besuches bei Gottsched im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ ist es allgemein bekannt, daß Gottsched sich einer außergewöhnlichen Körpergröße erfreute; als einen großen, breiten, riesenhaften Mann, in einem grün-damastnen, mit rohem Tast gefütterten Schlafrock gekleidet, schildert uns Goethe den Leipziger Professor. Mit der Perücke, deren Fehlen bei Goethes Besuch die komische Scene veranlaßte, finden wir das „ungeheure Haupt“ würdevoll vor der Sammlung Gottschedischer Gedichte von der A. M. Wernerin gemalt und von J. C. Sysang in Kupfer gestochen. Weniger bekannt als Goethes Schilderung oder wenigstens bis vor kurzem nicht glaubhaft bestätigt war es, daß diese Körperbeschaffenheit die Gestaltung von Gottscheds äußeren Lebensumständen entschied. Zu Judithenkirch in der Nähe von Königsberg am 2. Februar 1700 geboren, hatte er an der Universität Königsberg seine Studien beendet und war 1723 bereits als Magister in den Lehrkörper der Hochschule eingetreten. Aber „Ihre fürstliche Durchlaucht der Prinz von Holstein“ fand an dem jungen Privatdozenten besonders Wohlgefallen, nicht an seinen Vorlesungen noch geistigen Fähigkeiten, sondern an seiner KörpergröÙe. Nur durch schleunige Flucht konnte der gelehrt Magister der ihm zugesetzten Ehre entgehen, als Flügelmann in der Potsdamer Riesengarde zu prangen. In der Elegie „Als er

aus seinem Vaterlande giug, 1724" hat er selber in wortreichen Klagen uns dies Ereigniß erzählt.

Mein Auge will sich noch vor Wehmuth überschwemmen,
Wenn der gestörte Sinn an jenen Tag gedenkt.
Ich kann nicht mehr den Strom verhalt'ner Klagen hemmen,
Weil ich den Fuß so schnell aus Königsberg gesenkt.
Ein Schrecken hatte mir die Geister eingenommen,
Ein Schrecken, das mir Mars durch seine Wuth erweckt.

Allein nicht nur für den Augenblick mußte er, weil alle ihn vor „schlauen Händen“ besorgt warnten, sein Vaterland verlassen, sein hervorragender Wuchs verhinderte auch später die Ausführung seines Lieblingswunsches dauernder Rückkehr in sein preußisches Vaterland. Als er nach Frankfurt a. d. O. berufen werden sollte, da warnte ihn sein Gönner, der Graf von Manteuffel, diesem Rufe Folge zu leisten, denn auch der berühmte Professor hätte in den Staaten Friedrich Wilhelms I. keine vollständige Sicherheit vor den gewaltthätigen Werbern gefunden. Er tröstete sich denn als Dichter mit seinen eignen Versen:

Vorijo bin ich zwar aus Königsberg gezogen;
Doch wer aus Preußen zieht, der zieht nicht aus der Welt.

Desto anerkennenswerther ist die treue Liebe, mit welcher Gottsched lebenslang seinem Geburtslande ergeben blieb, ungleich Herder, den die aufgezwungene rothe Kantonsbinde, das Zeichen der Dienstpflicht, mit dauernder Abneigung gegen seine Heimath erfüllte.

Für Gottscheds spätere Thätigkeit war es nicht ohne Bedeutung, daß er in dem literarisch gebildetsten der hohenzollerschen Lande die ersten Eindrücke empfangen hatte. Dort in Ostpreußen waren die Traditionen des Königsberger Dichterkreises, dessen Mittelpunkt Simon Dach gewesen, nicht ganz vergessen, wenn auch schon bei Gottscheds Lehrer und Vorbild in der Poesie, dem Herrn Hofrath und Professor Johann Valentin

Pietsch, dem Großheim des romantischen Dichters Zacharias Werner, nichts mehr von der schlichten Gemüthsstiefe des Dichters vom „Aennchen von Tharau“ zu verspüren war. Größere Bedeutung musste aber für Gottsched die Wahl seines Adoptivvaterlandes haben. In Leipzig hatte Otto Mencke durch die Herausgabe der *Acta eruditorum* die erste in Deutschland erscheinende gelehrtete Zeitschrift gegründet; dessen Sohn Johann Burkhard, der Gottsched die erste freundliche Aufnahme bereitete, leitete die „Deutsch-übende poetische Gesellschaft“ in der von Goethe als „Klein-Paris“ gerühmten Museenstadt. Der Vorzug, welcher die fein-gebildete, strebsame akademische Jugend Leipzigs vor andern Universitäten, z. B. Jena und Halle auszeichnete, ist von Bachariä in seiner komischen Epopöe „Der Renommiste“, der kulturhistorisch so höchst lehrreichen und werthvollen Dichtung, besungen worden. Im siegreichen Wettkampfe mit der freien Reichsstadt am Main hatte die sächsische Universitätsstadt sich allmählich zum Sitz des deutschen Buchhandels ausgebildet. Wie kein zweiter Ort in Deutschland bot sie sich dar zu einem Mittelpunkte deutschen Geisteslebens. Stellte sich nur erst einmal ein praeceptor Germaniae an der Pleiße ein, so konnte er sicher sein, nach allen Richtungen hin in die Ferne gehört zu werden. Die Universität selbst hatte, als der Königsberger Magister seine unterbrochene Lehrthätigkeit nun an ihr aufnahm, noch nicht ihre bald darauf eintretende Berühmtheit erlangt, aber Zeichen des Aufschwunges waren doch bereits vorhanden. Es waren freilich erst einige Jahrzehnte verstrichen, seit der aufgeklärte Christian Thomasius vor dem Zunftgeist der pedantischen Professoren aus Leipzig hatte weichen müssen, zum Theil auch deshalb, weil er gewagt hatte den akademischen Lehrstuhl durch Vorträge in deutscher Sprache zu entweihen. Damals hatte Thomasius in Preußen Schutz gefunden; aber unter Friedrich Wilhelm I. waren die preußischen Universitäten zurückgeschritten.

Der Philosoph Christian Wolff war durch die Umtriebe der Pietisten aus Halle vertrieben worden, bei Strafe des Stranges untersagte ihm die königliche Kabinettsordre den ferneren Aufenthalt in den preußischen Landen. Wolff hatte im hessischen Marburg eine neue Stätte seines Wirkens gefunden. Als Anhänger und Lehrer dieser neuen Wolffschen Philosophie trat jetzt Gottsched in Leipzig auf. Er vertrat den geistigen Fortschritt, als dessen Vorkämpfer Thomasius aus Leipzig hatte weichen müssen. Wie man vom Standpunkte der kritischen Philosophie Kants aus auch über Wolffs System urtheilen mag, gegenüber dem verknöcherten Scholastizismus, wie er noch in Leipzig herrschte, war die Einführung der Wolffschen Lehre eine befreiende rühmliche That. Die Dresdner Hofprediger, Jesuiten und Protestanten in erbaulicher Eintracht, beeindruckten Gottsches Bestrebungen denn auch sofort mit ihrer Aufmerksamkeit und trafen Anstalten ihn als Anhänger des Gottesläugner Wolff zu verfolgen. War ja doch den Schriften Wolffs die völlig ungerechtfertigte Ehre widerfahren, daß man in ihnen Spinozismus finden wollte. Spinoza aber wurde noch manches Jahr später nach Lessings Ausspruch schlimmer als ein toter Hund betrachtet; der bloße Verdacht seine Lehre nicht zu verabscheuen, könnte Gottsched aus Leipzig vertreiben, wie er Wolff aus Halle vertrieben hatte. Gottsched jedoch verstand es aus eben dieser Gefahr Vortheil zu ziehen. Mit der ihm eignen diplomatischen Gewandtheit wußte er sich die Gunst des Grafen Ernst Christoph von Manteuffel, eines eifrigeren Wolffianers, zu erringen und durch dessen Einfluß nicht nur das von Dresden drohende Unwetter zu zerstrenen, sondern auch die eigne Stellung in Leipzig um so fester zu begründen.

Als Vertreter der neuesten Richtung in der Weltweisheit lernen wir so Gottsched in Leipzig zuerst kennen, und wie kein Anderer hat er zur Verbreitung und Herrschaft des Wolffschen

Systems beigetragen. Er nimmt in der Geschichte der Ausbreitung des Wolffianismus eine ähnliche Stellung ein, wie Karl Leonhard Reinhold als Professor in Jena für die Festigung der Kantischen Grundsätze. An Leipzig wie an Jena knüpft sich eine von philosophischen Lehren ausgehende Umgestaltung unserer Literatur. Unzweifelhaft bildet Wolffs System die Grundlage, aus der Gottscheds literarische Reformen erwachsen. Die ursprünglichen Anregungen hatte Wolff seinerseits von Leibniz empfangen, und Leibniz' Lehre bildete die spekulative Basis des allumfassenden Wolffischen Systems; allein Wolff erlangt, besonders in den lateinisch abgefassten Schriften keineswegs des selbständigen Denkens. Wie seine Philosophie die erste war, welche in ähnlicher Weise wie später die Kantische und die Hegelsche das ganze gebildete Deutschland ergriff, so hat seine Lehre eine Zeil lang auch auf fast alle Zweige der Wissenschaft fördernd eingewirkt. Dass Wolff sich unter den Fachgelehrten als der Erste der deutschen Sprache für das Philosophiren bedient hat, ist weder sein geringstes noch auch sein einziges Verdienst. Aber nicht, was Wolffs Philosophie war, sondern was sie in Gottscheds Auffassung für die deutsche Literatur geworden ist, kann hier in Betrachtung gezogen werden. Von diesem, Wolff gegenüber freilich höchst einseitigen Standpunkte betrachtet, sehen wir in ihr die Philosophie des gesunden Menschenverstandes, wie das Schlagwort lautete. In dünnhafter Beschränktheit glaubt derselbe gar alles verstehen und deuten zu können. Was sich vor dem Verstände nicht rechtfertigen kann, hat auch keinen Anspruch sich geltend zu machen; der Verstand aber glaubt auch das Uebersinnliche mathematisch beweisen zu können. Große Breite, wie sie hier zum Vorschein kommt, ist nicht immer mit Tiefe gepaart. Im Gegentheil führt das Bestreben alles klar zu machen, oft dazu, nicht blos der Dunkelheit, sondern auch dem Tiefen den Krieg zu machen.

Für die Ausbildung des logischen Denkens ist hier unendlich viel geschehen. Die alles ergreifende segensreiche Aufklärung des Friedericianischen Zeitalters ist aus Wolffs Schule hervorgegangen, aber ihre unleidliche Rückternheit, welche schließlich in der romantischen Schule ihr Extrem hervorruhen mußte, ist auch Wolffisch. Wenn man Friedrich Nicolai und Samuel Reimarus als Vertreter der Wolffischen Richtung bezeichnet, so hat man zugleich Tadel und Lob der scharfen einseitigen Verstandesherrschaft ausgesprochen.

In Gottscheds Wirken, in seinem guten wie schlimmen Treiben, verleugnet sich keineswegs der Charakter der ganzen Aufklärungspartei. Wenn er sich gegen Klopstocks Messiaade erklärte, — nun, im Grunde der Seele war dies Gedicht auch Nicolai höchst unsympathisch. Wie diente es aber so ganz den Tendenzen der Berliner Aufklärungspartei, daß Gottsched die große Enzyklopädie Pierre Bayles übersetzte oder übersetzen ließ! Und damit nicht genug, machte er noch in seinen späteren Jahren (1760) den ersten bedeutenden Versuch eines deutschen Konversations-Lexikons in seinem „kurzgefaßten Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste“. Aber auch seine große Lebensaufgabe hat er als eine Konsequenz des Wolffischen Systems aufgestellt und in Wolffischem Sinne zu lösen gesucht. Klarheit und Herrschaft des Verstandes sollen in der Literatur zu unumschränkter Gestaltung gebracht werden. Wenn so Gottscheds ganze literarische Thätigkeit sich auf dem Boden dieser Philosophie auferbant, so muß sie naturgemäß zusammenbrechen, sobald diese Unterlage selbst in's Schwanken gerath. Diese Erschütterung des Wolffischen Systems haben aber Alexander Gottlieb Baumgarten durch die Begründung der neuen Wissenschaft der Aesthetica (1750—58) und Lessing durch seine neuen Kunstlehren besorgt, die beide sich Wolff gegenüber an Leibniz anschlossen. Indem Gottsched jedoch als der

Erste mit Bewußtsein ein Bündniß zwischen Philosophie und Literatur schloß, so that er nur, was sich dann in den folgenden literarischen Generationen des öfteren wiederholte. So beruht Schillers Kunsttheorie und klassische Dichtung auf der Lehre Kants, wie Gottscheds Regeln auf dem Systeme Wolffs; so hat sich die romantische Schule erst mit Fichte, dann inniger mit Schelling verbündet; so suchte in neuerer Zeit ein Theil unserer Literatur mit Schopenhauers Philosophie in Verbindung zu treten.

Bei all' dem müssen wir aber mit Schärfe den gewaltigen Unterschied zwischen Gottsched und allen späteren Kunstlehrern betonen: der nüchterne Ostpreuße hat auch nicht die geringste poetische Begabung besessen, selbst das Verständniß für Poesie ging ihm ab. Invitis Musis wäre für Gottsched eine durchaus zutreffende Devise. Selten mag ein Geist von unerquicklicher Müchternheit sich mit Poesie beschäftigt haben. Verglichen mit dem Leipziger Professor, erscheint Martin Opitz immerhin als ein großer Dichter. Dieser Mangel Gottscheds wurde jedoch in der ersten Hälfte seines Lebens wieder ausgeglichen durch den fast allen Zeitgenossen gemeinsamen Mangel an Verständniß für wahre Poesie. Ehe Kloppstock 1748 mit den ersten drei Gesängen seines Messias ein großartiges Muster dessen, was Poesie sei, gab, hielten selbst Gottscheds Gegner ihn für einen Dichter. Wenn Bodmer im „Charakter der deutschen Gedichte“ die besten Poeten schildert, so sieht er mit ihnen im Begleit auch Gottsched gehen,

Der mir nicht kleiner deucht und nicht darf schamroth sehen,
Wenn er bei ihnen sitzt, wiewohl er sie verehrt;
Soweit ist's ihm durch Fleiß und Viegsamkeit gelungen

Allerdings hatten Günther, Hagedorn, Haller bereits Proben echter Poesie geliefert, sie aber wurden von der zeitgenössischen Kritik mit prosaischen Gesellen wie Neukirch,

Amthor, Besser ohne weiteres auf eine Linie gestellt. Erst Klopstocks That schied hier Licht und Finsterniß von einander. So lange man aber Ulrich Königs Machwerk „August im Lager“ als Epos gelten ließ, durfte auch Gottsched sich als Dichter fühlen. Wenn König in diesem Epos die Uniformen der preußischen und sächsischen Regimenter als würdigen Gegenstand besang und sich entschuldigte, daß in seinen Versen die verschiedenen Hochrangen nicht nach ihrem Range, sondern nach dichterischer Licenz aufgezählt wurden, und wenn diese Karikatur eines Epos als Virgilische Poesie galt, warum sollte dann Gottsched nicht darauf halten, daß im ersten Buche seiner Oden „allein solche, die auf hohe Häupter gemacht sind“, vorkommen dürften? Und doch war es dieser selbe Gottsched, der zuerst den Gedanken fasste, die deutsche Literatur als ein Ganzes zu betrachten und seinen Plan, sie „zu einem regelrech geordneten Ganzen zu gestalten“ durchführte. Nur ihm, dem gründlich geschulten Wolffianer, konnte im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts dieser neue Gedanke kommen, der dann späteren Generationen freilich als etwas Selbstverständliches erschien. Und doch war es selbst dem Reformator Opiz nicht beigekommen, die Literatur in ihrem ganzen Umfange als eine Einheit anzuschauen und als eine solche auf sie wirken zu wollen. Wie in Wolffs Philosophie, so sollte auch in der deutschen Literatur der Verstand herrschen; Klarheit und Deutlichkeit mußten demnach die erste Forderung sein, welche Gottsched an eine literarische Erscheinung stellte. Wie sah es aber in der deutschen Literatur, vor allem in der Poesie damit aus?

Zwei Dinge sind es, auf die wir, wenn ein Werk der Poesie uns vor Augen kommt, unsere Aufmerksamkeit zunächst richten: Stoff und Form. Was bildet den Inhalt der Dichtung und wie tritt er zu Tage? Hat der Dichter Prosa oder Vers, Hexameter oder Reim gewählt? Ist die Sprache glatt oder

schwülstig, sind die Perioden lang oder kurz? Nicht nur muß Form wie Inhalt jedes für sich unseren Ansprüchen genügen, beide müssen auch zu einander in einem bestimmten Verhältnisse stehen. Ein epischer Stoff, etwa in Sonetten behandelt, ein Drama in Hexametern, wird uns ohne weiteres thöricht und verfehlt erscheinen, sei der Inhalt des Dargestellten noch so erschütternd, der Vers noch so glatt und fließend wie möglich. Und doch hat es Jahrhunderte bedurft, ehe in der deutschen Literatur wieder eine gleichmäßige Ausbildung und Verbindung von Form und Inhalt, wie sie in der Poesie des Mittelalters bereits einmal stattgefunden hatte; auf's neue erreicht ward.

Die volksmäßige Literatur, welche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Deutschland entstand, hatte würdigen Gehalt gefunden, theils durch das von den Humanisten neu erschlossene Alterthum, theils durch die religiösen und sozialen Fragen, welche das deutsche Geistesleben bewegten. Haus Sachs und Johannes Fischart sind die großartigen Vertreter dieser Richtung. Aber besonders bei letzterem zeigt sich auch die ganze Entartung, welcher jene nur auf das stoffliche Interesse gestellte Literatur selbst bei genialer Behandlung anheimfallen mußte. Der Versbau entbehrt jedes Kunstgeschickes und wird immer mehr zum wirklichen Knittelverse, der allen Regeln Hohn spricht. Die Sprache selbst aber verfällt der äußersten Rohheit, die Syntax geht verloren, die Fremdwörter, massenhaft eindringend, drohen uns zu entnationalisieren. Diesen handgreiflichen Nebelständen gegenüber traten reformatorische Bestrebungen hervor, als deren Träger verschiedene „Sprachgesellschaften“ erscheinen, die aber erst durch die Thätigkeit des Schlesiens Martin Opitz von Boberfeld wirkliche Besserung herbeiführten. Opitz' „Buch von der deutschen Poeterei“ ward 1624 als die erste deutsche Poetik geschrieben und bildete durch hundert Jahre das kanonische Regelbuch für die deutsche Literatur,

bis Gottsched 1729 seinen „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen“ an dessen Stelle setzte. Opiz wollte der verwilderten volksmäßigen Literatur seiner Tage eine neue nach formaler Kunstmäßigkeit strebende Literatur der Gelehrten gegenüberstellen. Der Versbau ward nach strengen Vorschriften geregelt, eine gewählte hohe Sprache für die Ode und Tragödie, eine niedere für die Komödie bestimmt. Pöbelhafte Redewendungen, wie der Gebrauch von Dialekt und Fremdwörtern, sollten untersagt sein u. s. w. Als Muster solch' kunstgemäßer Schreibart empfahl Opiz die Alten und ihre französischen Nachahmer, unter ihnen an erster Stelle Pierre Ronsard. So ward für die Form gesorgt. Einen neuen bedeutenden Inhalt, Ideen und Thatsachen der Poesie zu geben, das vermochten weder Opiz noch seine Nachfolger. Man nannte die Dichter, welche sich Opiz anschlossen, die erste schlesische Schule, und sie sind es, welche dann auch von Gottsched als die besten deutschen Poeten gefeiert wurden; sie wurden als Muster der Nachahmung empfohlen. Gottsched selbst knüpfte wieder an Opiz selbst an, der zwar niemals ganz zurückgedrängt worden war, aber doch mannigfach bestritten wurde.

Die Opposition der volksthümlichen Literatur gegen Opiz war selbstverständlich; Lauremberg und Schupp treten als ihre Führer auf. Aber auch die Kunstdichter wichen allmählich immer mehr von Opiz' Wegen ab. Die Nürnberger Dichterschule wollte nicht dem Verstande, sondern der Phantasie die erste Stelle im Reiche der Dichtkunst zugewiesen haben. Statt der Franzosen, die Opiz empfohlen hatte, wurden italienische und spanische Vorbilder gewählt. Unter Opiz' eignen Landsleuten machten sich ähnliche Regungen geltend und bestimmten jüngere Männer, die man nicht eben ganz passend gewöhnlich als die zweite schlesische Dichterschule bezeichnet. An ihnen nun, die dann im 18. Jahrhundert Gottscheds Zorn erregten,

trat eine literarische Krankheiterscheinung zu Tage, die zu verschiedenen Zeiten fast ganz Europa durchzogen hatte, nirgends aber so bösartig zu Tage getreten war, wie in dem geschmacklosen Deutschland.

Aus dem Bestreben der höheren Gesellschaftskreise, besonders an den Höfen, sich durch eine gewähltere Sprache von ihren plebeijischen Mitmenschen zu unterscheiden, hatte sich in der für diese Kreise bestimmten Literatur ein ganz eigner Stil herausgebildet, der dann natürlich von andern Klassen der Gesellschaft wie von der ganzen Literatur nachgeahmt und höchst geschmacklos übertrieben wurde. Unnatürliche Geziertheit, gesuchte unpassende Gleichnisse und Metaphern, Schwulst, vor allem aber Wortspiele, Antithesen und Concettis bilden den Charakter jener Literatur, die bezeichnend genug zuerst in Spanien an Luis Gongora y Argote ihren Vertreter fand. In England wurde John Lyly ihr klassischer Repräsentant. In Shakespeares Werken ist dieser Einfluss unverkennbar; in seinen Sonetten und epischen Dichtungen macht er sich störend bemerklich; das Jugendlustspiel „Verlorne Liebesmühe“ hat den Euphuismus, denn so nannte man nach einem Romane Lylys diesen Styl, recht eigentlich zum Inhalt des ganzen Werkes. Nach Deutschland aber kam dieser Geschmack von Italien aus als Marinesker Styl, denn Giambattista Marino Marini, nicht nur der Zeit, sondern auch Geschmacksgenosse Berninis, hatte dort die Unnatur auf ihren Gipfel gebracht. Die gewundenen Säulen und der ganze Styl, den Bernini in der bildenden Kunst zur Herrschaft brachte, fand in der Literatur durch Marini seine völlig entsprechende Gegenleistung. In Schlesien nun suchten Hoffmann von Hoffmannswaldau und Kasper von Lohenstein mit deutscher Gründlichkeit die Geschmacklosigkeit zur Herrschaft zu bringen. An poetischer Begabung waren die beiden nicht nur Gottsched, sondern ihren sämtlichen

Gegnern mit einziger Ausnahme Günthers entschieden überlegen, aber was half das poetische Talent in einer Geschmacksverderbung, die uns drastisch genug in dem einen bekannten Verse Lohensteins gegenübertritt:

Zinnober krönet Milch auf weißen Marmorballen.

Geschmacklosigkeit und Unsittlichkeit, ekle kraftlose Lusternheit müßten diese zweite schlesische Schule von Anfang an sittlich wie ästhetisch gleich verwerflich erscheinen lassen; aber diese Entwürdigung der Poesie fand doch eine Zeitlang fast allgemeinen Beifall. Und entscheidend dagegen durchzudringen vermochte auch die Reaktion nicht, welche von den Hofpoeten, vor allem dem feingebildeten Freiherrn von Caniz und dem tüchtigen, aber durch und durch prosaischen Schulmann Christian Weise ausgehend, sich dagegen gestend machte. Eine Literatur, deren Schwulst und Unnatur jedem unbefangenem Verstände anstößig sein müßten, konnte dem gebildeten Wolffianer, dem Klarheit als oberstes Gesetz galt, nicht anders als im höchsten Grade verwerflich erscheinen. Als Vertreter des gesunden Menschenverstandes und des sittlichen Anstandes erhob Gottsched sich gegen die Herrschaft dieser Literatur. Gottsched trat als Reformator im Sinne von Opitz, auf und die zuchtlos gewordene Kunstpoesie empfand zunächst eine höchst wohlthätige Wirkung der neuen strengen Schulung.

Nachahmung der Natur solle die Poesie sein; in solcher Nachahmung besthebe ihr inneres Wesen. Von diesem Grundsätze ausgehend, verwirft Gottsched die unnatürliche Redeweise der Marinesken Dichter. An Stelle des Schwulstes und Wortwitzes sollte eine klare Sprache treten, die dann bei Gottscheds nüchternem Sinne freilich bald zur Plattheit wurde. Als unnatürlich wurden auch Oper und Singspiel verworfen; als schwülstige und deshalb der Vernunft widersprechende Dichter müssen sich auch Dante und Milton ein Verdammungsurtheil

gefallen lassen; als unnatürlich wird vieles in Homer getadelt. Zu späteren Jahren wird dann über Shakespeare geurtheilt, seine besten Stücke hätten so viel Niederträchtiges an sich, daß kein Mensch sie ohne Ekel lesen könne. Das „Wunderbare“, von dem der erste Theil der kritischen Dichtkunst ausführlich handelt, darf von dem Dichter nur eben soweit beibehalten werden, als es sich natürlich erklären läßt; das Wunderbare wird bei Gottsched einfach auf das Ueberraschende eingeschränkt. Gerade hier sehen dann die Schweizer Kunstlehrer Bodmer und Breitinger mit ihrer Gottsched bekämpfenden Theorie ein. Sie erblicken im Wunderbaren den Haupttreiz der Dichtung. Gottsched handelt im ersten Theile der kritischen Dichtkunst noch vom poetischen Ausdrucke, den Metaphern, der Wahrscheinlichkeit, dem Wohlklange u. s. w. Der zweite Theil beschäftigt sich mit den einzelnen Gattungen der Poesie, Ode, Lied, scherhaftem und ernsten Heldenepicedien, Tragödien und Komödien, Elegien und Sinngedichten, Schäfergedichten und dogmatischen Gedichten. Der Fabel wird, wie dies ja auch noch bei Breitinger und Lessing der Fall ist, besondere Bedeutung beigelegt. Zu jeder einzelnen Art werden Beispiele gegeben. Gottsched ist aber verständig genug, um keineswegs zu glauben durch Regeln allein könne man Poeten bilden. Wer ein Dichter werden wolle, der müsse allerdings die Regeln der Dichtkunst, wie sie in seinem Buche enthalten seien, studiren. Habe er aber von der Natur kein poetisches Ingenium erhalten, so sei dies alles umsonst. So hat sich Gottsched wenigstens in früheren Jahren geäußert. Erst 1751 in der vierten Auflage der kritischen Dichtkunst, als seine Gegner ihn bereits um allen Verstand geärgert hatten, that er die berüchtigte Aeußerung, wer sein Buch kaufe, könne ein Dichter werden, wer aber die kostspieligere Poetik Breitingers kaufe, habe sein Geld umsonst ausgegeben, denn durch deren Lektüre könne niemand ein Dichter werden.

Wie eine Uebersetzung und in den drei späteren Auflagen auch der lateinische Text der Horazischen *Ars poetica* die kritische Dichtkunst Gottscheds eröffnete, so waren es auch die Dichtungen der Alten, welche von Gottsched den deutschen Dichtern als Vorbilder empfohlen wurden. Und da Gottsched, dessen Kenntnisse im Griechischen selbst von seinen besten Freunden nicht gerühmt werden konnten, — wie er denn die oft versprochene Uebersetzung der Poetik des Aristoteles niemals geliefert hat — keineswegs ein lebendiges Verhältniß zum Alterthum sich zu bilden imstande war, so empfahl er unter den Modernen Diejenigen, welche selbst ihres engen Anschlusses an das Alterthum sich rühmten, die Franzosen. Wie Horaz und die übrigen römischen Poeten, die Griechen, eben so müßten wir die Franzosen als Muster und Führer betrachten. Damit scheint die Gottschedische Reaktion denn wieder bei Opiz angelangt zu sein. Von einem Kreislaufe der Bewegung dürfte man aber doch nicht reden, wir sind in der aufsteigenden Spirale. Die ungeheuren Fortschritte, welche die französische Literatur zwischen 1624 und 1729 gemacht hatte, mußte die deutsche Literatur nachholen, wenn sie wie einstens Opiz', so nun Gottscheds Lehren folgen wollte. Opiz hatte die Dichter der Plejade, die ersten französischen Renaissancepoeten empfohlen; die waren seit dem Urtheilspruch der *Art poétique* Boileaus in Frankreich selbst vergessen und begraben. Die klassische Literaturepoche Ludwigs XV. war gefolgt: Corneille und Racine, Lafontaine, La Bruyère und Molide, die großen Kanzelredner und der Historiker Bossuet; ein keineswegs verächtliches Epigonenthum war den Tagen des großen Königs gefolgt; Destouches und Marivaux pflegten das Lustspiel, der ältere Crébillon hatte sich den Beinamen des französischen Aeschylus erworben; der jüngere Racine und Jean Baptiste Rousseau hatten die Lyrik zu einem neuen Rüschwunge gebracht. Der

gewaltigste Schriftsteller Frankreichs, Voltaire, hatte seine große Laufbahn erst begonnen. Ein Zurückgreifen auf Opiz' Standpunkt bedeutete den veränderten Vorbildern gegenüber doch ein nicht geringes Fortschreiten für die deutsche Literatur. Auch war es vonseiten Gottscheds nichts weniger als eine blinde Vorliebe für die Franzosen, welche ihn bestimmte uns zu ihnen in die Schule zu führen. Er fand in der französischen Literatur die verstandesmäßige Regelschönheit und klare Korrektheit, die er nun einmal für das allein Richtigste hielt. Die Nachahmung der Ausländer war gar nicht nach Gottscheds Geschmack; nur ein unvermeidliches Durchgangsstudium sollte sie sein. Um die deutsche Literatur zu erziehen, mußte sie in der Fremde sich die Lehrmeister suchen. Aber gerade die beleidigende Neuzierung eines Franzosen, es sei unmöglich, daß ein Deutscher Geist habe, rief in Gottsched den edlen Ehrgeiz hervor, eine den Franzosen ebenbürtige deutsche Literatur zu schaffen. Die Ehre der vaterländischen Dichtung dem hochmütigen Ausland gegenüber zu verschaffen, blieb für Gottsched alle Zeit ein leitender Gesichtspunkt. Und auch im persönlichen Verkehre wußte er dem Spötter Voltaire gegenüber die Würde des deutschen Schriftstellers trotz aller Pedanterie zu wahren.

Dem gegenüber kann es wenig in Betracht kommen, daß Gottscheds eigene Dichtungen so unsäglich nüchtern waren, um den Spott des jungen Lessing zu der Bemerkung zu veranlassen, mit zwei Thalern bezahle man das Lächerliche und mit vier Groschen ohngefähr das Nützliche derselben. Nicht Gottscheds Dichtungen konnten wirken, aber sein Lehrbuch, die kritische Dichtkunst ward fast in ganz Deutschland als entscheidendes Gesetzbuch anerkannt. Und ähnliche Wirkung hatten seine übrigen theoretischen Werke: die „ausführliche Rebekunst nach Anleitung der alten Griechen und Römer, wie auch der neueren Ausländer“ (1728); die „Grundlegung einer deutschen

Sprachkunst nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts" (1748) wurde noch 1777 im Auszuge neu aufgelegt und in's Französische, Holländische, Ungarische, Russische und Lateinische übersetzt. Es ist vor Kleists und Klopstocks Poesien doch das erste Werk der deutschen Literatur, das seit dem Jämmerkrieg der dreißig Jahre eine solche Auszeichnung genoß. Die „ersten Gründe der gesammten Weltweisheit, darinnen alle philosophischen Wissenschaften in ihrer natürlichen Verknüpfung abgehandelt werden“ erlebte von 1734—1778 acht Auflagen. Von Gottscheds Zeitschriften nimmt wenigstens eine unter allen bis heute erscheinenden literarischen Blättern eine der ersten Stellen ein: die „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Bereksamkeit“, 1732—1744 in acht Bänden erschienen, spielen in der Vorgeschichte der germanischen Philologie eine höchst bedeutende Rolle. Gottsched nahm auch hier eine Bestrebung von Opiz, der das alte Annosied neu herausgegeben hatte, wieder auf. So weit es Mittel und Kenntnisse der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts erlaubten, suchte Gottsched für die Erforschung unserer älteren Sprache zu wirken. Die Schweizer waren glücklicher und infolge dessen einflußreicher durch die ihnen zu Gebote stehenden alten Handschriften; aber durch Gottsched war ihre Theilnahme für die ältere deutsche Literatur zuerst angeregt worden. Er selbst gab 1752 das Epos „Reineke der Fuchs“ neu heraus, und Goethe, welcher hierdurch das alte Schwankgedicht kennen lernte, legte Gottsches Ausgabe seiner eigenen Neubearbeitung zu Grunde. Die deutschübende Gesellschaft zu Leipzig wurde, so lange Gottsched ihr vorstand, als die erste in Deutschland anerkannt, und die Ehre, ihr als Mitglied anzugehören, eifrig gesucht. Leipzig selbst wurde durch Gottsched der Mittelpunkt der deutschen Literatur. Damit hängt dann auch wieder zusammen,

daß Gottsched das Meißnische als einzige geltende Schriftsprache einführen wollte und wirklich eingeführt hat. Der schlesische Dialekt, welcher hundert Jahre lang in der Literatur vorgewaltet hatte, mußte wieder derjenigen Sprache weichen, welche einst schon Luther für seine Bibelübersetzung aussersehen hatte. Trauriger freilich könnte die schlaffe Ermattung der deutschen Literatur nicht anschaulich werden, als wenn man Gottscheads wässrige endlose Perioden mit Luthers K爾ndutsch vergleichen wollte. Die von Gottsched angebahnte Herrschaft des Meißnischen hat dann Adelung in seinem Wörterbuche befestigt. Es gehört mit zu der Charakteristik der gegen Gottsched gerichteten Bewegung der folgenden Literaturperiode, daß sich auch gegen seine strenge Begrenzung des Schriftdeutschen auf das Obersächsische allmählich eine Opposition ausbildete. Zwar haben gerade die Schweizer, von welchen man hier am ehesten eine selbständige Stellungnahme erwarten sollte, Gottscheads Autorität auf sprachlichem Gebiete auch nach ihrem Bruche mit ihm unbedingt anerkannt. Haller wie Bodmer dachten keineswegs daran, aus ihrer heimischen Mundart Vortheil zu ziehen. Nicht mit Stolz, wie man oft meint, sondern um die in seinen eigenen Augen fehlerhaften Abweichungen vom Meißner-Deutsch zu entschuldigen, nannte Albrecht von Haller seine gesammelten Poesien 1732 einen „Versuch schweizerischer Gedichte“. In jeder der vielen folgenden Auslagen suchte er das Dialektische mehr zu beseitigen, und seinem Beispiel folgte Bodmer. Man wird auch auf diesem Gebiete Gottsched eine äußerst verdienstliche Wirksamkeit zugestehen müssen. Der Süden Deutschlands und besonders Österreich, wo wie in den katholischen Theilen Deutschlands überhaupt man sich im Gegensahe zum „Lutherischen Deutsch“ in einem unausgebildeten dialektischen Schriftdeutsch gefiel, wurde erst durch Gottsched
(820)

für eine einheitliche deutsche Schriftsprache gewonnen. Allein es erging Gottsched auch auf diesem Gebiete wie auf den andern. In blindem Eifer für seine an sich berechtigten Reformen hatte er für das ihm entgegenstehende Charakteristische und Individuelle und dessen Berechtigung kein Verständniß. Daß die Schriftsprache selbst in Berührung mit den Dialekten bleiben, aus ihnen Kraft und Verjüngung schöpfen müsse, davon hatte Gottsched keine Ahnung. Und auch hier war es wieder Lessing, der mit seinem genialen Tiefblick Gottsches Be-schränktheit gegenüber trat. Lessings Briefe, die neueste Literatur betreffend, eröffnen auch für das Verständniß der Sprache und ihrer Entwicklung einen neuen Abschnitt. Gottsched hatte stets mit besonderer Genugthuung seinen Gegner ihre schweizerischen Idiotismen zum Vorwurfe gemacht. Im vierzehnten der Berliner Literaturbriefe erhebt Lessing gegen Wieland den Vorwurf, daß er statt zahlreicher französischer nicht „so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekt gerettet hätte, er würde Dank verdient haben“. Es war dies keine auf's Gerathewohl hingeworfene Neuerung Lessings, sondern er stellte auch hier sich in völlig bewußtem Gegensatze zu Gottsched auf, wie verschiedene Arbeiten seines literarischen Nachlasses zeigen, so die „Beiträge zu einem deutschen Glossarium“, die „Anmerkungen über Adelungs Wörterbuch der hochdeutschen Mundart“ und „zum ersten Bande von L. F. Steinbachs deutschem Wörterbuch“, vor allen aber die „grammatisch-kritischen Anmerkungen“. Lessings Neuerung in den Literaturbriefen wurde dann sofort von Herder 1767 in der „ersten Sammlung von Fragmenten über die neuere deutsche Literatur“ aufgegriffen. „Idiotismen“, erklärt Herder im sechsten Abschnitte, „sind patronymische Schönheiten und gleichen jenen heiligen Delbäumen, die rings um die Akademie bei Athen ihrer Schuhgöttin Minerva geweiht waren“. In

der richtigen Verwendung von Idiotismen liege der Zauber des humoristischen und komischen Schriftstellers. „Keine Partei hat auch in diesem Stück dem wahren Genie der deutschen Sprache so sehr geschadet als die Gottscheianer. Man machte sowohl die Inversionen als Idiotismen der Schweizer lächerlich, statt sie zu prüfen. Man muß aber den Schweizern wirklich das Recht lassen, daß sie den Kern der deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben. Ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft.“

Wie mußte Gottsche, der die Reinigung der deutschen Sprache zu seinen Hauptverdiensten zählte, sich durch solche Auffstellungen gekränkt fühlen. Er hatte lebenslang jeden Idiotismus in seinen und seiner Schüler Rezensionen als Fehler anstreichen lassen. Herder hielt dem entgegen: „Und sind die Idiotismen zu nichts gut, so eröffnen sie dem Sprachweisen die Schachten, um das Genie der Sprachen zu untersuchen und dasselbe zuerst mit dem Genie der Nation zusammen zu halten. Das kühne Genie durchstößt das so beschwerliche Ceremoniell: findet und sucht sich Idiotismen, gräbt in die Eingeweide der Sprache, wie in die Berglüfte, um Gold zu finden.“ Wenn Gottsche mittelbar gerade durch den Widerspruch, den seine Einseitigkeit hervorrief, die richtigen Aufschauungen in der Literatur hervorrief, so hatte er dagegen in Sachsen selbst eine geradezu thyrannische Herrschaft des meißnischen Dialektes fest begründet. Niemand empfand dies unangenehmer als der junge Goethe während seiner Leipziger Studentenzeit. Noch in „Dichtung und Wahrheit“ sprach er sich erregt darüber aus. „Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regiment gesitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesezt. Was ein junger lebhafter Mensch unter diesem beständigen Hofmeistern ausgestanden habe, wird Derjenige leicht ermessen, der

bedenkt, daß nun mit der Aussprache, in deren Veränderung man sich endlich wohl ergäbe, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter sollten aufgeopfert werden.“ Damit hängt es wieder zusammen, daß die Opposition gegen Gottsched zugleich eine Ablehnung gegen die in der Literatur herrschende sächsische Geschmacksrichtung wurde.

Wenn Gottsched Leipzig zum Mittelpunkte der deutschen Literatur mache, so wollte er auch von Leipzig aus diese unumschränkt beherrschen. Eines aber darf man ihm nicht bestreiten: es war ihm wirklich um die Sache mit Ernst und Ehrlichkeit zu thun, daß er die Diktatur in der deutschen Gelehrtenrepublik führe, hielt er in seinem Selbstbewußtsein für diese selbst nützlich, ja zu ihrem eigenen Heile unerlässlich. Er war durch eignes Verdienst und glückliche Umstände in eine großartige Stellung gekommen. Seine Eitelkeit wurde dadurch maßlos gesteigert. Niemanden wollte er neben sich gelten lassen, und selbst die Arbeiten seiner Gattin, die ihm, eine treue literarische Gehilfin, an Verstand und Geschmack weit überlegen, zur Seite stand, hat er nicht ganz so wie sie es verdienten neben seinen eigenen anerkannt; den adeligen Gönnern am Dresdener Hofe gegenüber hat er sich nicht unwürdiger benommen als es die allgemeine Unsitte einer charakterlosen Zeit mit sich brachte. Ein merkwürdiges Talent auf Schleichwegen sich den Schutz und Einfluß hochstehender Persönlichkeiten zu erwerben hat er freilich besessen. Wenn die sächsischen Theologen sein Lehrbuch der geistlichen Verehrsamkeit heftig angegriffen, so wußte er es durch seine Patrone durchzusetzen, daß dies nämliche Buch durch königlichen Befehl in Preußen eingeführt wurde. König Friedrich II. hat der zugleich eitle und devote Leipziger Professor nicht so gut gefallen wie der gewandte Gellert. Aber ein Großes war es doch für ihn, daß der Held des Jahrhunderts Gottsched als den Vertreter der deutschen Literatur seiner

Unterredung würdigte. Wenn dann der wohlmeinende, aber der Verhältnisse völlig unkundige König ihn als den „sächsischen Schwan“ behang, so war dies freilich lächerlich. Und doch konnte Lessing, der sich selbst als den wahren Repräsentanten der deutschen Literatur fühlte, nicht ohne ein Gefühl der Eifersucht dieser Auszeichnung gedenken.

Es ist kein Zufall, daß der treffliche Th. W. Danzel, der zuerst uns Gottscheds Bedeutung würdigen lehrte, gerade das Studium Lessings und Gottscheds so innig mit einander verband. So sonderbar jeder Vergleich zwischen dem geistig beschränkten, unserm Fühlen und Denken fernstehenden Leipziger Professor und dem warmherzigsten und kühnsten unserer Denker, der die neue Zeit herbeigeführt hat, ist, es hat doch gerade Lessing das Erbe Gottscheds angetreten. Gottsched betrachtete die Literatur als ein Ganzes, und alle ihre Gattungen wurden in seinen Handbüchern gelehrt. Während aber die Korrektheit und Verstandesmäßigkeit, wie Gottsched sie forderte, in allen andern Zweigen der Literatur bereits zur Herrschaft gelangte, blieb das Drama noch einer wirklich barbarischen Verwilderung preisgegeben. Gottsched hatte nun nicht etwa gleich Lessing von Hause aus eine besondere Vorliebe für das Drama, im Gegentheile hatte dieses in der ostpreußischen Dichterschule, aus welcher Gottsched hervorgegangen war, niemals selbständige Würdigung erfahren. Sobald jedoch die Literatur als ein Ganzes erfaßt wurde, mußte ihre Reform sich auch auf Drama und Bühnen erstrecken. Als am Ende der fünfziger Jahre ein Kritiker die Neuerung machte, niemand werde Gottscheds Verdienste um das deutsche Theater leugnen wollen, da rief Lessing aus: Ich bin dieser Niemand, der Herr Professor Gottsched hat gar keine Verdienste um das Theater sich erworben. Und dennoch wäre eben Lessings eigne theatralische Wirksamkeit unmöglich gewesen, wenn nicht Gottsched

den Boden bereitet hätte, von dem aus Lessing erst seine Angriffe beginnen könnte. Ehe sich ein neues Gebäude aufführen ließ, mußte erst der Schutt des alten weggeräumt werden. Dies, und vielleicht noch etwas mehr haben Gottscheds Dramen- und Bühneureformen geleistet.

Die früheren vielversprechenden Anfänge des deutschen Theaters waren durch den dreißigjährigen Krieg vernichtet worden. Die mit Opiz eintretende Gelehrtenbildung zog sich vor jeder Verührung mit dem Volke und seiner Bühne scheu zurück. Opiz selbst hatte weder Verständniß noch Neigung für das Drama. Die Schaubühne verblieb, wenn wir von dem Schuldrama, das wieder ein gesondertes Leben für sich führte, absehen, in ausschließlichem Besitz der wandernden Komödiantenbanden. Aus England waren in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ihre Vorgänger einst gekommen und hatten das englische Volksschauspiel in seiner rohesten Form nach Deutschland herübergebracht. Ohne jede literarische Pflege mußte der fremde Sprößling völlig verwildern. Die Haupt- und Staatsaktion ward ein rohes Spektakelstück voll Mord- und Todtschlag, begleitet von den unflätigen Possen der lustigen Person. Die freie Kunstform des Shakespeare'schen Dramas mit ihrem ungebundenen Wechsel von Zeit und Ort, den oft mehrfach in einander geschlungenen Handlungen ist hier zu einer monströsen Narrikatur entstellt. Volksthümliche Rohheit und unnatürlicher Bombast sind dabei widerlich vereinigt. Was aber im Drama Bedeutendes geschaffen wurde, das war Literaturdrama und blieb trotz einer oder der andern vereinzelten Aufführung als Lese-drama auf die Gestaltung der Volksbühne ohne Einfluß. Wohlgemeinte Reformversuche einzelner Schauspieler brachten es zu nichts. Die unheilvolle Trennung zwischen Leben und Kunst, Volk und Gelehrten, Studirstube und Deffentlichkeit hat gerade im Bereiche der Bühne am deutlichsten ihre

schädlichen Folgen gezeigt. Eine durchgreifende unerbittliche Reform that hier dringend noth. Zugleich war aber die Volksbühne noch immer ein überaus einflußreiches und weitverbreitetes Organ, um neuen Ideen allgemeine Verbreitung zu sichern. Im 16. Jahrhundert war die Bühne zur Ausbreitung der religiösen Reform benutzt worden; im 18. machte Gottsched sie zum Träger seiner literarischen Reformen. Lessing hat einmal die Idee hingeworfen, wie viel besser es doch gewesen wäre, wenn Gottsched an das Bestehende angeknüpft und das verwandte englische Drama herbeizogen hätte. Dieser Ausspruch ist oft mit einem Tadel Gottscheds verknüpft wiederholt worden. Gottsched hat sich, wenn man die Sache genauer in Augenschein nimmt, doch nicht in der Lage befunden, die ihm diesen Weg offen ließ. Einmal geht Gottscheds gesammte Reform vom Wolffischen System aus. Mit der in ihm geforderten klaren Uebersichtlichkeit und einseitigen Verständesherrschaft vertrug sich das Shakespeare'sche Drama keineswegs. Und ein konservatives Verfahren mit dem auf der deutschen Volksbühne Vorhandenen war doch wirklich unmöglich. Es ist ja wahr, eine Reihe der später von unsren klassischen Dichtern behandelten Stoffe ist schon in den Haupt- und Staatsaktionen vorhanden gewesen; es gab da einen Tell und einen Wallenstein, wie eine dramatisierte Geschichte von Dr. Faustus. Man bracht aber nur im letzten Falle Lessings Entwürfe mit dem von W. Creizenach so mühsam rekonstruierten Volkschanspiel von Doktor Faust zusammenzuhalten, so sieht man, daß in der That auch Lessing es nicht vermochte, wirklich an die Haupt- und Staatsaktion anzuknüpfen. Es waren in ihr keine lebenskräftigen Reime mehr vorhanden. Gottsched hat sich redliche Mühe gegeben, das ältere deutsche Theater kennen zu lernen, wenn auch wirklich historischer Sinn erst durch Herder in die Betrachtung der Literatur eingeführt wurde. Gottscheds

Sammlung „nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ (1757 und 1765) ist selbst noch heute für jeden, der sich mit diesem Stoffe ernstlich beschäftigt, unentbehrlich. Gegenüber der äußersten Zuchtlosigkeit der Haupt- und Staatsaktionen that die Durchführung strenger Regelmäßigkeit dringend noth. Zunächst mußte ein Extrem durch ein anderes bekämpft werden, damit später einmal von andern die richtige Mitte gewonnen werden konnte. Allein durch bloße Aufstellung von Regeln war auf diesem Gebiete nichts zu gewinnen. Dem Schlechten mußte das Bessere positiv gegenübergestellt werden. Nun hatte aber Gottsched unglücklicherweise anfangs gar keine deutschen Originaldramen, welche er als regelmäßige Muster hätte zur Aufführung bringen können. So mußte er auch hier wieder sich auf die Literatur des Nachbarvolkes stützen, welche Klarheit und Verständlichkeit zeigte. Er mußte französische Dramen übersezten und durch seine Frau und Schüler übersezten lassen. Die Schauspielertruppe Johann Neubers wußte er für seine Pläne zu gewinnen, und 1728 wurde unter Gottscheds Aufzirien das erste regelrechte Drama, die Tragädie *Regulus von Brabon*, in Leipzig auf das deutsche Theater gebracht. Auch äußerlich war mit dieser ersten Aufführung eine Reform des Theaters verbunden. Gottsched wagte das in Frankreich selbst noch Unerhörte und ließ das Drama im historischen Kostüme spielen. Bis dahin waren Griechen und Römer, wie Türken und Juden mit Perrücke und Degen in der Versailler Hoftracht aufgetreten. Die Meininger müssen in dieser Hinsicht Gottsched als ihren ersten Vorfahren ehren. Das war dann freilich wieder ein unglücklicher Einfall, wenn Gottsched es sich zutrante nun selbst als dramatischer Dichter aufzutreten. Wenn wir hören, daß sein 1732 erschienenes Trauerspiel „Der sterbende Rato“ dreimal gedruckt und ungemein oft aufgeführt wurde, so ist dies uns nur ein

Zeichen für die einem glücklichen späteren Geschlechte unglaubliche Geschmacklosigkeit des damaligen deutschen Publikums. In Gottscheds Schule aber regten sich doch einzelne dramatische Talente. Johann Elias Schlegel hat hier seine ersten Triumphhe gefeiert. Wenn Gottsched zu seinem Leidwesen gezwungen war, die ersten Bände seiner „Deutschen Schaubühne, nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet“ (1740—45) mit Uebersetzungen aus dem Französischen zu füllen, so konnte er in den späteren Bänden mit Stolz auf die deutschen Originaldramen verweisen, welche nun auf seine Anregung hin entstanden waren.

Die Neuberische und bald auch die Schönemannische Truppe wurden auf ihren Wanderzügen durch alle deutschen Landschaften die Apostel der Gottschebischen Lehre von der Korrektheit. Die Regeln des französischen Schauspiels, die Einheiten von Ort, Zeit und Handlung, Beobachtung der Braisemblance und Bienséance, die paarweise gereimten im Deutschen so geistlos klappernden Alexandriner begannen nun die deutsche Bühne zu beherrschen. Das verwilderte Theater wurde in strenge Zucht genommen. Der Harlekin mußte verschwinden und die Schauspieler sich das Extemporisiren abgewöhnen. Ja, eine Zeitlang glückte es Gottsched sogar in der That, die ihm besonders verhaftete Oper zu beseitigen. Natürlich wurde gleich darauf das Singspiel noch beliebter als es vor der drakonischen Bühnenreinigung gewesen war. Das unmittelbar folgende Geschlecht, Lessing an der Spitze, kounte das Verdienstliche der Gottschebischen Reform nicht unbefangen würdigen. Sie mußten weiterbauen und dazu den Grund wieder aufreißen, den Gottsched geebnet hatte. Wie hätten sie ihm seine Mühe anerkennen und danken sollen! Allein schon am Anfange des 19. Jahrhunderts ward ein merkwürdiges unbefangenes Zeugniß dafür abgelegt, daß Gottsched mit seiner dramatischen Reform richtig

zu Werke gegangen sei. Als die Prosa der rührenden Familienstücke und albernen Possen unserer Bühne eine neue Verwilderung zu bringen drohte, da suchten Goethe und Schiller selbst ein Heilmittel gegen die Gefahr in der Übertragung und Aufführung französischer Dramen.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden!
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist; . . .
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme, wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene.

Boltaires Mahomet und Tankred wurden da von Goethe, Racines Phädra und Britanikus von Schiller übersetzt, und wie eine Rechtfertigung Gottscheds erscheint Schillers Charakteristik der französischen Tragödie in dem Prolog „an Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte“.

Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden . . .
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.
Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene;
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied;
Es ist ein Reich des Wohlauts und der Schöne,
In edler Ordnung greiftet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Gottsched musste, wenn er das deutsche Theater reformiren wollte, das französische Drama zum Vorbild erwählen; damit hat er ohne Zweifel das historisch Nothwendige gethan. Daß aber der Franke selbst nicht Muster, sondern nur ein Führer zum Bessern werden solle, daß seine prunkende Kunst die deutsche Bühne wohl reinigen könne, aber nie beherrschen dürfe, von dieser gleichfalls historischen Nothwendigkeit hatte Gottsched keine Ahnung. Er glaubte durch seine Reformen bereits etwas

positiv Bleibendes gegründet zu haben, während in Wahrheit sein ganzes Wirken ein negatives war, die Beseitigung vorhandener Hemmnisse nicht einen neuen bleibenden Aufbau bezweckte. Sobald dies, was er zu bekämpfen hatte, völlig besiegt zu Boden lag, war auch seine eigene Aufgabe aus. Da er dies durchaus nicht einsehen wollte und nun in Klopstock einen neuen Lohenstein, in Shakespeares eigenen Werken wüste Haupt- und Staatsaktionen bekämpfen zu müssen glaubte, schritt die geschichtliche Entwicklung unerbittlich über ihn hinweg. Die bloße Korrektheit ist wohl eine Durchgangsstufe, aber kein Ziel, zum mindesten für eine im Werden begriffene Literatur kann sie es nicht sein. In dem Augenblicke, da sie erreicht ist, Allgemeingut wird, verliert ihr einseitiger Vertreter jede Bedeutung für die Mitwelt. Für den Knaben ist der strenge Schulmeister nothwendig und heilsam. Will er aber den erwachsenen Jüngling gerade so behandeln, dann muß er beseitigt werden, denn er wird durch seine Verlehrtheit lächerlich und verhaft zugleich. Wäre der goliathmäßige Professor mit seiner Allongeperrücke nicht ein so langweiliger Erzpedant, man möchte sein Los ein wahrhaft tragisches nennen. Haß und Verachtung haben sein Bild auf die Nachwelt gebracht, die erst spät seinen großen Verdiensten wieder gerecht zu werden suchte.

Er hat redlich geleistet, was er in seiner Zeit überhaupt leisten konnte. Eine lebenskräftige Literatur hervorzubringen wäre ihm auch bei poetischer Begabung kaum möglich gewesen. Wie einst die Literatur des 16. Jahrhunderts durch Mangel an Form, so mußte die Literatur, wie sie Opič im 17., Gottsched in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts anstrehte, durch Mangel an Gehalt zu Grunde gehen. Als Klopstock den erhabensten Stoff in klassischem Versmaß zu besiegen begann, da waren die Zeiten selbst bereits andere, der Poesie günstigere geworden. Und doch hat sich weder Klopstocks Messiaade, noch

Lessings Miss Sara Sampson wirklich lebendig erhalten; sie gehören beide nur mehr der Literaturgeschichte an. Erst durch die Thaten König Friedrichs II. erhielt, wie Goethe es im Alter ansprach, unsere Literatur wieder einen Gehalt. Das älteste Werk, welches noch heute in unverwelkter Frische lebt, ist Minna von Barnhelm, die kostliche literarische Frucht des siebenjährigen Krieges. Mit dem großen Aufschwunge des preußischen Staates tritt auch unsere Literatur auf den Markt des öffentlichen Lebens heraus. Man hat Lessings Hamburgische Dramaturgie so oft mit der Schlacht von Rossbach verglichen. Der König, welcher seinem Sohne Heer und Staat geschaffen, die jene Siege möglich machten, wurde von der unmittelbaren Folgezeit arg verkannt, und eine anziehende oder gar liebenswürdige Erscheinung ist der harte Despot auch sicher nicht. Nun, wenn man Lessing mit Friedrich dem Großen in Parallele gestellt hat, so darf man Gottsched mit König Friedrich Wilhelm I. vergleichen. Beide sind die großen Schulmeister in Staat und Literatur. Beider Thätigkeit ist die nothwendige Grundlage für den folgenden Aufschwung, den doch keiner von beiden begriffen hätte. Vor einer einseitigen Überhöhung des Leipziger Magisters wird Gottsches engherziger pedantischer Geist wohl jeden, der ihn kennen lernt, bewahren; aber seiner Verdienste dankbar zu gedenken, ist die Pflicht derer, die sich an den goldenen Früchten der nach Gottsched aufblühenden klassischen Literatur ergötzen und erquicken.

N u m e r k u n g e n.

Abraham Gotthelf Kästner: Betrachtungen über Gottsches Charakter. In der deutschen Gesellschaft vorgelesen den 12. September 1767 (im 2. Bande von Kästners gesammelten poetischen und prosaischen schönwissenschaftlichen Werken; Berlin 1841).

Joh. Caspar Friedrich Manzo: Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie seit Bodmers und Breitingers kritischen Bemühungen (im 8. Bande der Nachträge zu Sulzers „Theorie der schönen Künste“ Leipzig 1808).

- K. Heinr. Fördbens: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Leipzig 1807. II, 212—257; VI, 242—247.
- Th. W. Danzel: Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel, zusammengestellt und erläutert. Leipzig 1848.
- Allgemeine Deutsche Biographie. Leipzig 1879. IX, 497—508.
- Joh. Grüger: Joh. Christoph Gottsched und die Schweizer J. J. Bodmer und J. J. Breitinger. Berlin u. Stuttgart 1883 (42. Band von Jos. Kürschners „Deutscher Nationalliteratur“).
- Otto F. Bächmann: Joh. Chr. Gottscheds sterbender Cato. Nach der ältesten Ausgabe von 1732 herausgegeben und eingeleitet. Leipzig 1886 (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 2097).
- Alexander Vieling: Gottscheds Reineke Fuchs. Abdruck der hochdeutschen Prosauübersetzung vom Jahre 1752. Halle 1886 („Quellenschriften zur neuern deutschen Literatur“ 1. Heft).
- Jal. Bächtold: Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer. Heilbronn 1883 (12. Heft von Seufferts „Deutschen Literaturdenkmälern des 18. Jahrhunderts“).
- Ludwig Hirzel: Einleitung zu Albrecht von Hallers Gedichten. Frauenfeld 1882 (3. Band der „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz“).
- Gustav Wanckel: Immanuel Pyra und sein Einfluss auf die deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1882.
- Max Koch: Ueber die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im achtzehnten Jahrhundert. Leipzig 1883.
- Paul Schlenker: Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie. Ein Kulturbild aus der Bövizzeit. Berlin 1886.
- Fr. Joh. Freiherr von Nieden-Esbeck: Karoline Neuber und ihre Zeitgenossen. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte. Leipzig 1881.
- Wilhelm Creizenach: Zur Entstehungsgeschichte des neuern deutschen Lustspiels. Halle 1879.
- — Brief Gottscheds an Grimm über seine Unterredung mit Friedrich dem Großen (in den Berichten der lgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften; philologisch-historische Klasse. Juli 1885. Zu vgl. Nr. 50 der Grenzboten 1885).
- Berthold Lippmann: Kronprinz Friedrich und Gottscheds ansführliche Redef Kunst (1886 in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum“).
- Theodor Süpple: Sechs französische Briefe Gottscheds an Baculard d'Arnand (in der „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte“, I, 146, 1886).
- Berthold: Bedeutung Gottscheds. Berlin 1876.
- Braitmaier: Die poetische Theorie Gottscheds und der Schweizer. Tübingen 1879.
- O. Wicmann: L'Art poétique de Boileau dans celui de Gottsched. Berlin 1879.
- Friedrich Rühle: Das deutsche Schäferspiel des 18. Jahrhunderts. Halle 1885.
- Emil Grucker: Histoire des Doctrines littéraires et esthétiques en Allemagne. Paris 1883.
- K. Heinrich von Stein: Die Entstehung der neuern Ästhetik. Stuttgart 1886.
- Karl Vorinski: Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der literarischen Kritik in Deutschland. Berlin 1886.

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 04837 6290



Am Verlag von J. F. Richter in Hamburg erschienen.

Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheater-Leitung. Ein Abdruck aus meinem Leben. Von Theodor Böhl. Mit dem Porträt des Verfassers und einer Abbildung des Stuttgarter Hoftheaters. Elegant gebunden. Preis M. 6. — gebunden M. 8. —

Fünfzig Jahre eines deutschen Theater-Direktors. Erinnerungen, Sitten und Biographien aus der Geschichte des Hamburger Thalia-Theaters. Von Reinhold Örtmann. Mit photogr. Porträt des Directors Charles Maurice Broschart M. 3. — elegant gebunden M. 15. —

In der Wurstschaukel. Epische Gedichte von Joh. Hinr. Hehrs. M. 2. —

Gräfin Seelenbrand. Ein Gedicht von Fercher von Steinwand. M. 1. —

Ein deutscher Dichter und eine deutsche Frau. Briefe an Karl von Holtei aus Tagebuchblättern von Frau Therese. Dritte Ausgabe. M. 2. —

Geschichten aus dem jüdischen Volksleben. Ein Festgeschenk für die Israelitische Jugend von Ed. Kuske. Mit 6 Albertypien nach Zeichnungen von Leopold Schauer. Cart. M. 4.50. —

Aus den Tagen der großen Kaiserin. Historische Novellen von Levin Schücking. Inhalt: Die Odalisten. — Die Novizen. M. 3. —

Der Held der Zukunft. Roman von Levin Schücking. Zweite Ausgabe. M. 3. —

Alltagsmärchen. Novelletten von Dr. Julius Stinde. Zweite Ausgabe 2. Aufl. M. 2. —

Meistersinger-Motive. Eine Studie über Richard Wagner's "Meistersinger". Von Dr. Julius Stinde. M. 1. —

Naturwissenschaftliche Plaudereien. Von Dr. Julius Stinde. M. 3. —

Album für Deutschlands Söhne. Romanzen, Lieder, und Familienbuch von Ferdinand Stosse. Cart. M. 3. —

Dorfbarbiers neueste Erzählungen. Von Ferdinand Stosse. Mit 28 Illustrationen. M. 80. —

Das Haus Rothschild, seine Geschichte und seine Geschäfte. Ansichten und Enthüllungen zur Geschichte des Jahrhunderts, insbesondere des Staatsfinanz und Börsenwesens. Zweite Aufl. M. 3. —

Die Jesuiten, ihre Geschichte, ihre Moral und ihre politische Wirksamkeit, aus den Quellen beleuchtet von A. F. Liegel. M. 1. —

Das Skatspiel im Lichte der Wahrscheinlichkeitsrechnung

viii

Dr. H. Schubert.

12. In elegantem Calcoband. Preis M. 1. —

In dem vorliegenden Bande ist das Spiel der Skat mit seinen

ogle